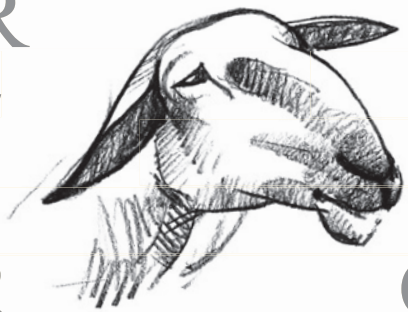
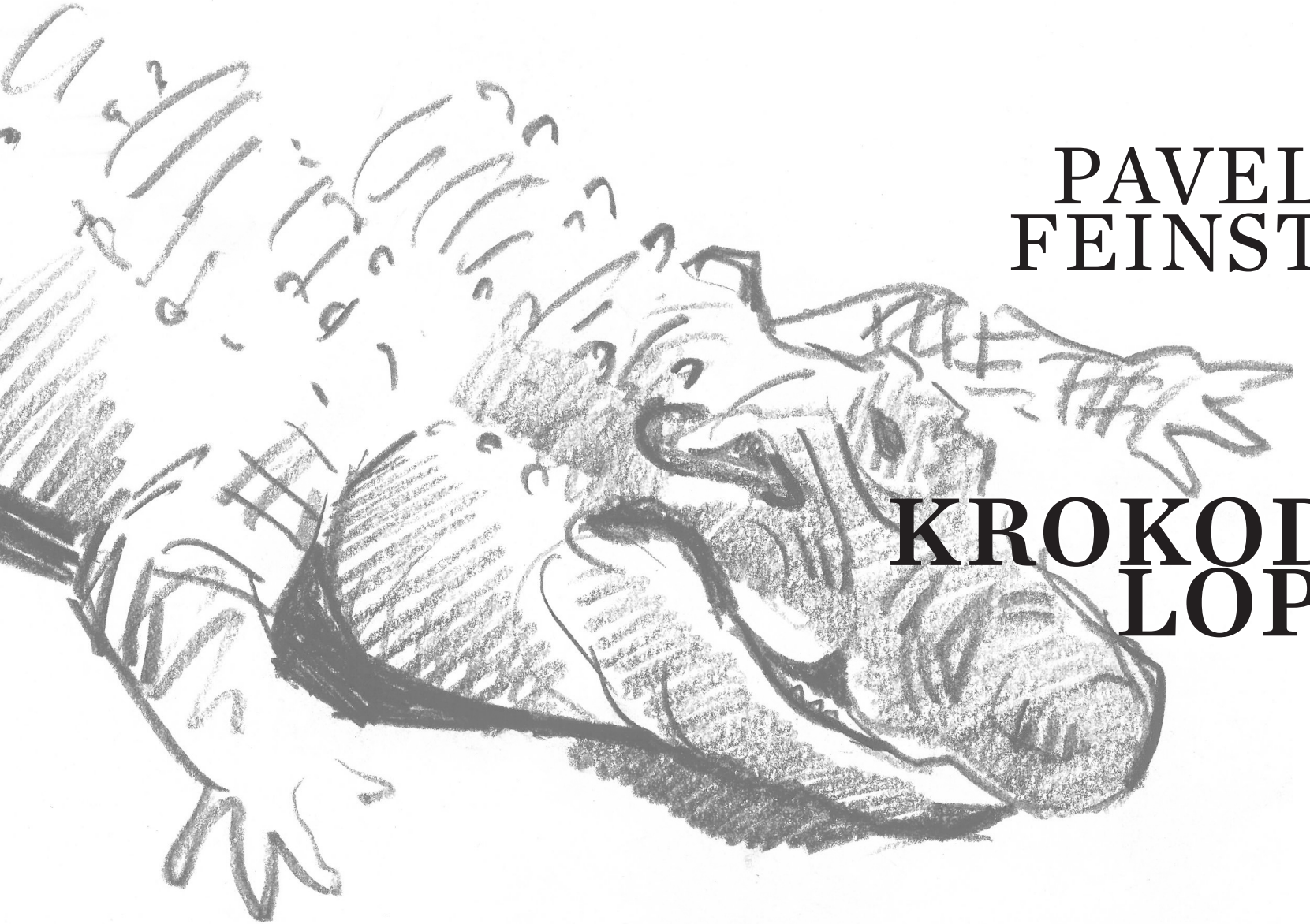
PAVEL FEINSTEIN



KROKODILOPOLIS

ROMAN

HIRMER

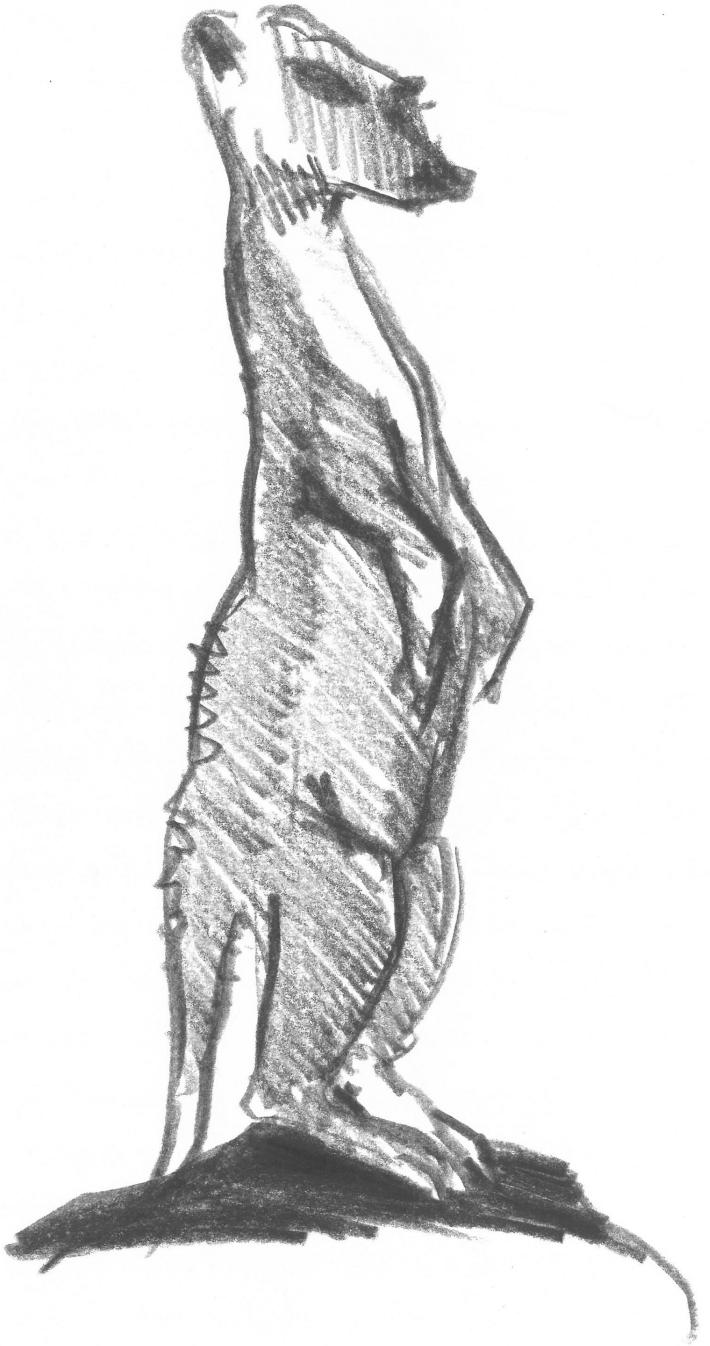


PAVEL FEINSTEIN

KROKODI LOPOLIS

HIRMER

Und ich sah: alle Mühsal und alles Können entsprießen dem Neid. Auch das ist Eitelkeit und Greifen nach dem Windhauch.
Kohelet 4:4



PROLOG

Im Jahre 1936 führte der rührige Archäologe und Dominikanermönch Pater Louis-Hugues Vincent von der École Biblique zu Jerusalem einige Probegrabungen im Norden Galiläas durch. In der Nähe von Kfar Nahum, dem antiken Kapernaum, stießen seine Arbeiter eines Morgens auf eine recht ungewöhnliche Grabkammer: sie war fast drei Meter lang, zwei Meter breit und etwa achtzig Zentimeter hoch, von einer Kalksteinplatte abgedeckt. In der Kammer befand sich ein Ossuar aus demselben Kalkstein, mit menschlichen Knochen darin. Links von dem Ossuar lag, die gesamte Länge der Grabkammer einnehmend, das Skelett eines *Crocodylus niloticus*, eines Nilkrokodils – ein, zugegebenermaßen für diese Gegend äußerst überraschender Fund. Auf der anderen Seite des Ossuars stand ein breiter Tontopf, in dem vier dicke, etwa fünfunddreißig Zentimeter lange, Pergamentrollen staken. Der Rand des Topfes war mit einer Inschrift versehen – auf den ersten Blick dem Namen der hier wohl bestatteten Person.

Gegend Abend kam ein aufgeregter Arbeiter, den man zum nahe gelegenen Dorf geschickt hatte, um Lebensmittel zu besorgen, und berichtete von großem Unmut unter den Fellachen – im Dorf gehe das Gerücht um, die Ausgräber schändeten das Grab eines muslimischen Heiligen, eines Drachentöters und Gefährten des Propheten. Um am nächsten Tag Schlimmeres zu vermeiden, solle man die Grabkammer mit der Kalksteinplatte schleunigst wieder zudecken, die Grabung zuschütten, alles zusammenpacken und noch heute von hier verschwinden. Pater Vincent blieb nichts anderes übrig, als der Empfehlung zu folgen. Allerdings ließ er auch den Topf mit den Pergamentrollen einpacken und verstauen. Unglücklicherweise stolperte der Arbeiter, der den schweren Tontopf hielt, in der allgemeinen Hektik und schlug den Rand des Topfes mit der Inschrift an der

Grabplatte auf, sodass ein Teil des Randes absplitterte. Wäre es heller gewesen und würde man die Ausgrabung nicht so Hals über Kopf verlassen müssen, hätte man die Splitter noch einsammeln und später zusammensetzen können. So aber blieb die Inschrift beschädigt und der Name unvollständig. Später, in seinem Arbeitszimmer im Konvent St. Étienne in Jerusalem, stellte Pater Vincent fest, dass der Name, recht ungeschickt in hebräischer Quadratschrift in den Topfrand eingekratzt, Schimon ben S... lautete. Der Rest des Vatersnamen war auf den verlorenen Splittern an der Ausgrabungsstelle geblieben. Aber auch so konnte man sicher sein, keine bekannte und bedeutende Persönlichkeit der biblischen Geschichte vor sich zu haben. Der einzige Schimon von Bedeutung, dessen Vatersname mit S oder Sch anfing, war Schimon ben Schetach, aber der lebte wesentlich früher, zu Zeiten des Königs Alexander Jannäus, während das Grab anhand des Topfes eindeutig auf das dritte christliche Jahrhundert datiert werden konnte. Die Pergamentrollen waren für Pater Vincent auch eine Enttäuschung: sie waren brüchig, und die antike Rußtinte, mit der sie beschriftet worden waren, schien von minderer Qualität gewesen zu sein; sie zerbröselte so stark, dass nur wenige Buchstaben und noch weniger Wörter zweifelsfrei zu lesen waren – eine mühsame und undankbare Arbeit.

Und so landete der Tontopf samt Pergamentrollen auf bessere Zeiten harrend in der archäologischen Asservatenkammer des Konvents St. Étienne. Die Geschichte und die Beschreibung des Fundes fand später eine Erwähnung in der Revue Biblique von 1937.

Diese besseren Zeiten brachen an mit der Erfindung der Fluoreszenz-Fotografie. Allerdings befand sich der Topf zu diesem Zeitpunkt schon lange nicht mehr in der Obhut des Konvents. Gegen Ende des Zweiten Weltkrieges kam er auf verschlungenen Wegen in den Besitz eines historisch interessierten Leutnants der Britischen Armee. Nach Abzug der Briten und dem Ende des Mandats tauchte der Topf auf dem archäologischen Schwarzmarkt auf, wechselte mehrmals den Besitzer und wurde schließlich bei einem zwielichtigen Händler durch die israelische archäologische Behörde konfisziert.

Im Labor des Israel-Museums und im Lichte der UV-Strahlen entpuppten sich drei der Rollen als Memoiren eines vagabundierenden Künstlers Ende des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung mit Beschreibungen seiner angeblichen Bekanntschaften mit den großen Autoren der Antike, Apuleius und Lukian, und einiger anderer, ziemlich unwahrscheinlicher Begebenheiten. Geschrieben hauptsächlich in Aramäisch, aber auch mit hebräischen, griechischen und lateinischen Einsprengseln, erweckt der Text den Eindruck, von einem prahlerischen Aufschneider verfasst worden zu sein, einem hemmungslosen und selbstgefälligen Fantasten. Einige interessante Erkenntnisse kann man jedoch hinsichtlich der Lebensmittelherstellung in jener Zeit gewinnen, speziell was die Herstellung von Käse in der Antike betrifft. Auch sonst entbehrt das vorliegende Buch nicht bestimmter authentischer Einblicke in die gesellschaftlichen Strukturen und religiösen Bräuche des ausgehenden zweiten und beginnenden dritten Jahrhunderts. Die vierte Pergamentrolle war von geringerem Interesse. Sie enthielt lediglich Zeichnungen und Skizzen. Wohl mit Holzkohle ausgeführt, zeigen sie eine gewisse Leichtigkeit in der Darstellung von Menschen und Tieren, aber ohne, wie übrigens auch die Memoiren selbst, einen berechtigten Anspruch auf einen gewissen Tiefgang erheben zu können.

Ich meine dennoch, dass das hier vorliegende Buch, das diesem Schimon ben S. wohl zweifelsfrei zuzuschreiben ist, durchaus kurzweilig ist und dem geneigten Leser ein Paar Stunden unterhaltsamer Lektüre bereiten kann.

KAPITEL 1

Unser Dorf in den Judäischen Bergen hieß Anus Mundi. Das war natürlich nicht sein ursprünglicher Name, der lautete so ähnlich wie Ziegenquelle. Laut der Legende aber verschlug es hierher eines Tages einen römischen Prätor auf Inspektionsreise. Nachdem er sich bei uns umgeschaut und Geschenke eingestrichen hatte, seufzte er tief und sagte, er sei hier wohl wirklich am Arsch der Welt. *Anus Mundi* hat er auf lateinisch gesagt. Zunächst regte sich noch Widerstand seitens unserer Dörfler gegen den neuen Namen, schließlich waren sie im Besitz gewisser ästhetischer Gefühle, wenn sie bei uns auch nicht so stark ausgeprägt sind wie in der Stadt. Diese Geringschätzung war äußerst ärgerlich. Aber dann gewöhnte man sich daran – mit der Reichsleitung zu diskutieren, lohnte sich nicht. Diese Begebenheit hatte sich lange vor meiner Zeit zugetragen, und ob sie so stimmt, wie es erzählt wird, das kann ich nicht sagen.

Ich war schon kein Kind mehr, hatte meine Pubertas bereits hinter mir, als unser Dorf wiederum Besuch bekam. Ein glatt rasierter Mann mit rundlichem Bauch, der Selbstzufriedenheit und Prosperität ausstrahlte und in eine fast durchsichtige grüne Toga aus irgendeinem ausländischen Stoff gewandet war, angeblich von Larven gewebt. Und, man stelle sich vor, er war auch parfümiert! Mit persischem Rosenwasser. Selbst unsere Dorfziegen waren schockiert und hielten den Atem an, wenn er in der Nähe war. Gerüche aus einer sehr, sehr fernen Welt drangen in unseren Alltag. Mit einiger Mühe erkannte man in ihm schließlich Joseph, den Rotzlöffel von einem Sohn unseres Dorfschmieds Chaim. Fünfzehn Jahre zuvor war er verschwunden, den väterlichen Prügeleinheiten entflohen. Und nun kam er zurück, um zu zeigen, dass aus ihm etwas geworden war. Er habe

fast die ganze Welt bereist, in Athen griechische Buchhaltung studiert, sei sogar in Ostrom gewesen und lebe nun als Kaufmann in Alexandria. Womit er Handel treibe, erzählte er uns nicht, er streute lediglich nebulöse Andeutungen über seine Beziehungen nach ganz oben und über seine Freundschaften mit den bekanntesten Tragödiendichtern unserer Zeit ein, mit Letzteren war er angeblich sogar per Du. Die Stadt Alexandria lobte er über den grünen Klee. Er erzählte vom dortigen Nachtleben, Mixgetränken auf der Basis eines Papyrusdestillats und Frauen, die genauso schön wie barmherzig waren und so aufgeschlossen, dass selbst nubische Sklaven mit ihrer Zuneigung rechnen konnten. Allerdings machte er einen Fehler, als er eingestand, ein Epikuräer zu sein. Denn unsere Dörfler waren, obwohl nicht ganz ungebildet, dennoch sehr konservativ und fest in ihrem überlieferten Glauben an den Einen verankert, der gewiss keinen Zweiten an Seiner Seite brauchte. Damit war Joseph ben Chaim bei uns endgültig unten durch. Wetterfahne halt ... Was hatte man schon von einem solchen Luftikus zu erwarten? Nichts. Ein Mensch ohne Rückgrat und Substanz. Der ganze Respekt, der ihm zunächst durch seine Erscheinung gezollt wurde, schmolz dahin.

Der einzige, der weiterhin an seinen Lippen hing, war ich. Und so blieb ihm nichts anderes übrig, als seine ganze Prachtentfaltung an mich zu verschwenden. Als er sich zur Erleichterung des ganzen Dorfes wieder auf den Weg machte, lud er mich ein, ihn in Alexandria zu besuchen und überhaupt ... ich solle unbedingt von hier fortgehen, um mein Talent hier nicht zu begraben. Talent ... Er war der erste, der meine allgemein belächelte Neigung, alles zu zeichnen, was mir vor die Augen kam, als Talent bezeichnete. Damit hat er mir sehr imponiert. Denn alle unsere Dörfler hielten mich entweder für nicht ganz dicht, nicht wenige bezichtigten mich gar der Sünde (womit sie, wie ich jetzt

gestehen muss, nicht ganz Unrecht hatten). Als ich einmal den Khaleb, den Veteran der Chasmonäischen Kriege mit Hilfe meines rechten Zeigefingers im Sand verewigt hatte, erwischte mich besagter Khaleb am linken Ohr und wischte mit meiner rechten Gesichtshälfte unter dem Gejohle der Umstehenden mein Werk weg. Und das, obwohl er selbst gestehen musste, dass ich ihn gut getroffen hatte. Oder gerade deswegen?

Als Joseph nun abgereist war, fing ich an, fürchterlich zu schmachten. Auch früher war mir durchaus bewusst, dass die Welt direkt hinter unseren Bergen nicht zu Ende war, dass es große Städte gab, und dass man in dieser Welt einiges mehr tun könne, als Ziegen zu hüten, in der Erde zu wühlen oder darüber zu grübeln, worüber sich die Schulen von Hillel und Schammai nicht einigen konnten. Und so verfestigte sich bei mir das Gefühl: ich muss weg von hier.

Dieses Gefühl trug endgültig an dem Tag den Sieg davon, an dem mich der unverwüstliche Veteran der Chasmonäischen Kriege, Khaleb, mit seiner Enkeltochter erwischte, und zwar ausgerechnet in dem höchst schöpferischen Moment, als ich die frühreife Dina-Calliope in Ton modellierte: als Aphrodite Callipigia, die mit einer lasziven Geste ihren Chiton abwirft. Um bei der Wahrheit zu bleiben, muss ich hinzufügen, er hatte seinen Augen nicht sofort getraut. Vermutlich, weil ich Dina etwas abrundete und ihre spitzen Brüstchen ein wenig schwerer und präsenter gemacht hatte, ähnlich denen von Khalebs Schwiegertochter – dem Objekt stiller Begierde des gesamten *Anus Mundi.*

Zunächst hatte er, wie ich bereits sagte, seinen Augen nicht getraut. Als ihm aber klar wurde, dass seine Augen für das, was sie sahen, nichts konnten, schrie er auf und ging zu einer wütenden Attacke über, indem er versuchte, mich mit einer Hand zu fassen zu kriegen, während er mit der zweiten gleichzeitig nach

meinem Werk zu greifen versuchte, zornig wie Marduk höchstpersönlich.

Dina schnappte sich flink ihren Chiton und entschwand gerade noch rechtzeitig, bevor der alte Dummkopf mit seinem Geschrei alle Nachbarn über die kostenlose Vorstellung in Kenntnis gesetzt hatte. Der Skandal war perfekt, und unsere Klatschmäuler hatten ihre Freude daran.

Die, die mich noch irgendwie mochten, schauten mich nur noch kopfschüttelnd an, und andere ... ach, lassen wir das lieber ... An Khaleb habe ich mich später gerächt: bevor ich das Dorf verlassen habe, bemalte ich die Wände seines Hauses mit Wasserfarben, als wäre es Zaraat, der Aussatz. Worauf unser ehrwürdiger, unter Altersschwachsinn leidender Kohen über das Haus die Quarantäne verhängte. Bis irgendwann der langersehnte Regen den falschen Zaraat von den Wänden spülte.

Diese Farben übrigens habe ich bei einem reisenden und sehr hungrigen Händler erstanden. Im Tausch gegen eine halbtote Ziege desselben Khaleb, was man durchaus als ausgleichende Gerechtigkeit verstehen darf. Den Händler verschlug es in unsere Gegend, weil irgendein Witzbold ihm erzählt hatte, bei uns herrsche großer Mangel an Künstlermaterialien. Eigentlich war das nicht mal gelogen, Künstlermaterialien waren bei uns wirklich rar. Was sollten die Ziegenhirten und Köhler damit auch anfangen ...

Also, was tun? Mein Renommee hatte Khaleb, der alte Idiot, vollends ruiniert. Und die Familiensituation war auch kompliziert. Ich wohnte zu der Zeit im Haus meiner lautkehligen Tante, der Schwester meines verstorbenen Vaters, und ihres Mannes Motti, eines harmlosen und wortkargen Köhlers. Als junger Mann hatte er auch gewisse künstlerische Ambitionen gehabt. Er dichtete. Der Höhepunkt seines Schaffens war ein erotisches Poem in Aramäisch, eine Mischung aus dem Lied der

Lieder und Obszönitäten römischer Lyrik, das selbst den alten Soldaten Khaleb jedes Mal wie einen Jungen erröten ließ, wenn er es am Freitagabend mit seiner krächzenden Stimme in der Mikwe deklamierte:

... Oh, wie erhebt er sein Haupt von staub`gen Knien,
Ziel aller Bestrebungen zwischen Falten erahnend ...

Aber Motti hatte richtig Pech. Als sein noch zarter literarischer Ruhm bis zu den Ohren seiner Eltern – des düsteren Köhlers Abraham und der energischen Hebamme Malka – vordrang, beeilten sie sich, ihn mit meiner damals noch jungen, aber bereits lautkehligen Tante Geula zu verheiraten, und brachten ihn im Familiengeschäft unter. Der blühende Körper meiner Tante erstickte schnell alle literarischen Ambitionen, und einsetzender Kindersegen entsorgte sie ein für allemal. Und wenn ich auch noch mit seinem stillschweigenden Mitgefühl rechnen konnte, meine Tante war fest entschlossen, den bewährten Weg einzuschlagen und auch mich schleunigst zu verheiraten. Mit Dina natürlich. Nach dem Motto »als Ehrenmann bist du nun verpflichtet ... Und ein Familienbetrieb ist auch nicht zu verachten ...« Und Zunge schnalzend sagte sie: »Schau was für eine Blüte du bekommen würdest – ein Pfirsich von einem Mädchen!« Und wieder schnalzte die Zunge, als rinne ihr tatsächlich Pfirsichsaft hinunter. Ich wollte aber keinen Pfirsich haben. Gegen Dina persönlich hatte ich eigentlich nichts, wenn auch der dunkle Schatten über ihrer Oberlippe eine für meinen Geschmack übertriebene Entschlossenheit und ein cholerisches Temperament versprach. Aber ich hätte mir wahrlich eine andere angeheiratete Verwandtschaft gewünscht als den penetranten alten Dummkopf Khaleb. Mottis Beispiel war auch nicht gerade dazu angetan, mir meine Aussichten zu versüßen – lieber blieb ich ein einfacher Ziegenhirt, dafür aber tagaus, tagein an der frischen Luft, als dass ich Köhler würde. Nur über meine

Leiche! Was also tun? Sollte ich vielleicht tatsächlich von der Einladung Josephs ben Chaim Gebrauch machen und mich zu ihm nach Alexandria begeben? Der Gedanke gefiel mir zusehends. Einstweilen zog ich jedoch mit der von mir betreuten Ziegenherde in die Berge, um abzuwarten, bis sich der Skandal gelegt hatte und um weitere Pläne zu schmieden. Und um zu träumen.

In den Bergen traf ich damals auch den besagten Händler, dem ich seine Farben abkaufte. Außer Farben hatte er noch eine dicke Rolle mit Papyri dabei, die in unserer Gegend eigentlich sehr selten und teuer waren. Nun aber war er sogar froh, sie zu einem Bruchteil ihres Preises zu verkaufen, so hungrig war er, als er eines Abends auf einem klapprigen Esel reitend bei dem Feuer halt machte, das ich gerade angefacht hatte, um mir mein Abendessen zu rösten. Ich lud ihn ein, sich mir anzuschließen und reichte ihm auch den Weinschlauch, dessen wir uns dann abwechselnd bedienten. Als ich ihm von meinen Umständen und Plänen erzählte, sah er mich mitleidig an und meinte, ich solle lieber heiraten und Köhler werden, als mich von Hirngespinsten leiten zu lassen. Und er wisse ganz genau, wovon er spreche, denn er habe ähnliche Träume gehabt, sei sogar bei einem Maler und Bildhauer in Tiberias in die Lehre gegangen. Und musste Schiffbruch erleiden, denn die wenigen prosperierenden Künstler teilten die wenigen Aufträge so unter sich auf, dass Außenseiter wie er, und wie auch ich einer sein würde, keine Chance hätten, sich an diesen Fleischtöpfen gütlich zu tun. Ich sei also gut beraten, mir diesen Unsinn aus dem Kopf zu schlagen. Und ob ich nicht wisse, was Kohelet gesagt habe: »... alle Mühsal und alles Können entsprießen dem Neid. Auch das ist Eitelkeit und Greifen nach dem Windhauch«? Worauf er nach dem Weinschlauch griff. Je mehr er trank, desto klagender wurde seine Stimme. Und desto klarer wurde mir, dass ich einen verbitterten

Pechvogel vor mir hatte, der vielleicht gar kein Talent besaß, während ich ... was genau ich besaß, wusste ich zwar auch nicht, aber das Gefühl, etwas zu besitzen, ein schöpferisches Potenzial vielleicht, dieses Gefühl verlieh mir eine fröhliche Überheblichkeit, deren Berechtigung erst noch zu beweisen war. Um ehrlich zu sein, schäme ich mich immer noch ein wenig deswegen, weniger wegen der Überheblichkeit selbst, sondern weil ich sie so unreflektiert auskostete. Am nächsten Morgen trottete der Händler bestens gelaunt von dannen, Khalebs Ziege vor sich hintreibend und ohne seine kaum verkäuflichen Papyri.

Die Papyri waren von minderer Qualität und dennoch das Beste, was ich bis dahin hatte, um darauf zu zeichnen. Das tat ich übrigens mit Holzkohle, an der es keinen Mangel gab. Da mir lediglich Ziegen als Modelle zur Verfügung standen, füllten sich die Blätter eben mit Ziegen. Mir war es egal, was ich zeichnete. Ich war zufrieden.

Bis mich eines Tages eine Delegation, bestehend aus meiner Tante Geula, dem alten Khaleb und noch einigen besonders ehestiftungsfreudigen Verwandten beider Familien aufsuchte. Mir wurde dringend nahegelegt, Dina zu heiraten, da ich sie angeblich bereits entehrt hätte. Da wurde ich richtig sauer. Haarklein habe ich ihnen auseinandergesetzt, dass, falls Dina tatsächlich entehrt wurde, ich damit nichts zu tun gehabt habe. Dass ich ferner an ihre Entehrung nicht glaube, dass vielmehr bei dem alten Khaleb nur Erinnerungen an seine Jugendzeit hochkochten (altersbedingt alternativlos), als er angeblich syrisch-griechische Jungfrauen zu genießen imstande war, was ich allerdings stark bezweifle, so hohlbrüstig und schwächlich wie er aussah. Zugegeben, das war despektierlich, aber ich war auch empört darüber, wie sie mich in die Enge zu treiben versuchten.

Den nächsten Versuch, mich mit Dina zu verkuppeln, unternahmen sie, als ich einige Wochen später gezwungen war, die

Herde wieder ins Dorf zu treiben. Statt eines eisigen Empfangs, den ich aus gutem Grund befürchtet hatte, wurde mir eine unerwartet gefühlvolle Aufnahme zuteil. Ich wurde umsorgt, gewaschen, gefüttert und gestreichelt. Am nächsten Tag sollte mein Geburtstag gefeiert werden, oder besser gesagt – nachgefeiert, denn tatsächlich lag er schon Wochen zurück. Zu dem Fest erschienen alle Nachbarn, auch einige entfernte Verwandte aus den Dörfern der Umgebung. Dina setzte man neben mich, was sie auch durchaus bereitwillig geschehen ließ, während Tante Geula mir bedeutungsvolle Blicke zuwarf. Es war offensichtlich, man wollte mich diesmal auf nette Weise rumkriegen und auch gleich unsere Verlobung verkünden. Frauen lachten, wackelten mit den Hüften und machten zweideutige Bemerkungen. Je älter sie waren, desto unverblümter waren ihre Andeutungen. Frauen scheinen überhaupt ihre ganze Daseinsberechtigung vom Verkuppeln unschuldiger Mitmenschen abzuleiten.

Bei den Männern ist es übrigens andersherum – je älter sie sind, desto zurückhaltender werden sie in der Regel. Vielleicht weil sie wissen, was ihnen blüht, wenn sie sich erst auf dieses Spiel eingelassen haben. Nur im sehr hohen Alter und bei Witwern kippt die Schweigsamkeit gelegentlich um.

Was mich angeht, ich saß in der Falle. Es war abzusehen, würde ich mich weiterhin weigern, wären sie vermutlich sogar bereit, mir Dina ins Bett zu legen. Ich hätte das Mädchen sicherlich nicht zurückweisen können, die Versuchung wäre zu groß gewesen. Auch hätte Dina eine solche Zurückweisung nicht verdient. Also lächelte ich und suchte verzweifelt nach einem Ausweg. Und ich fand ihn. Er war sicher nicht sehr elegant, aber mir war auch nicht nach Eleganz zumute, es ging mir schließlich um nichts anderes als darum, meinen Kopf aus der Eheschlinge zu ziehen. Oder zumindest den Zeitpunkt meiner Hinrichtung hinauszuzögern. So nahm ich bereits nach den ersten Bissen Reißaus, täuschte ein starkes Magengrimmen vor und schloss mich für den Rest des Abends auf dem Lokus ein. Die Idee dazu war mir noch vor dem Fest gekommen, und so hatte ich für diese Stunden der Einsamkeit vorgesorgt: Ich organisierte mir einen Weinschlauch und etwas Brot und lieh mir heimlich eine dicke Papyrusrolle aus der kleinen Büchersammlung meines wortkargen Onkels Motti (er versteckte seine Lieblingsbücher vor Tante Geula in einem Geräteschuppen). Das alles wartete hinter dem Wohnhaus, an der Außenwand des kleinen Lokushäuschens unter einer Plane verborgen auf mich. Hier war ich einigermaßen sicher vor den Heiratswütigen, die dann gelegentlich den Tisch verließen, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen und mich zu ermahnen, ich solle mich beeilen – der Ziegenbraten sei vorzüglich und schon fast aufgegessen. Als Antwort gab ich nur gequälte Geräusche von mir, und so zogen sie unverrichteter Dinge von dannen. Denen, die selbst auf den Lokus mussten, blieb nichts anderes übrig, als ihre Bedürfnisse woanders zu befriedigen.

Die Papyrusrolle entpuppte sich ausgerechnet als die *Ars amatoria* von Publius Ovidius Naso, genannt Ovid. Eine Anleitung, wie und wo man geneigte Frauen findet. Und nun sitze ich, das gejagte Wild, auf dem Lokus und lese:

Erstens bemühe du dich, was du lieben möchtest, zu finden,
Der Du als Krieger zuerst Waffen ergreifest, dir neu!
Dann ist das nächste Bemühn, das erwählete Weib zu erbitten,
Und das dritte, dass du lange die Liebe dir wahrst.
Dies ist der Gang, dies Feld wird dir mein Wagen bezeichnen,
Dies Ziel werde von dir eilenden Rades verfolgt ...
... Eine Gelegenheit gibt auch die Tafel des Gastmahls;
Dort gibt‘s außer dem Wein etwas zu suchen für dich.
Amor, der purpurne, hat des dort verweilenden Bacchus‘

Hörner mit zärtlichem Arm häufig gefasst und gedrückt;
Und besprengete Wein des Cupido durstige Flügel,
Bleibet er und stehet fest auf dem genommenen Platz ... *

Erst spät in der Nacht traute ich mich, meine Festung zu verlassen und schlich ins Bett. Als ich am nächsten Morgen aufwachte, deutete alles auf ein Gewitter hin –Tante Geula schaute düster drein und schwieg. Sie schwieg unheilverkündend. Nur Onkel Motti lächelte mir verständnisvoll zu, wenn wir allein waren und er von niemanden sonst gesehen wurde. Es war klar: Ich musste so schnell wie möglich fliehen, noch einmal käme ich nicht mehr so leicht davon.

KAPITEL 2

Schön und gut, aber um in Würde zu fliehen, brauchte ich einen Vorwand, sonst würde man nach mir suchen lassen und mich vermutlich sogar finden. Außerdem braucht man zum Reisen nicht nur Wegzehrung, sondern auch strapazierfähige Kleidung, etwas zum Warmhalten für Innen und Außen und nicht zuletzt ein Transportmittel.

Letzteres war das kleinste Problem: Ich besaß eine zwar etwas betagte, dafür aber ruhige und kluge Eselin namens Deborah. Jedenfalls benahm sie sich um einiges klüger und einsichtiger als der vermaledeite Veteran der Chasmonäischen Kriege, Khaleb. Sie hatte mir öfters geduldig als Modell gedient. Wenn ich an meiner Zeichnung verzweifelte, bewegte sie ihre weichen Lippen, als wolle sie mich ermuntern – nur nicht verzagen!

Kleidung konnte ich meiner Tante abluchsen, der Monat Adar nahte bereits und es wurde recht kühl in unseren Bergen. Ich bekam von ihr unter anderem Beinlinge aus Ziegenfell. Dumm nur, dass sie sowohl innen wie außen aus Fell genäht waren, was mir, außer wohltuender Wärme, auch eine gewisse Ähnlichkeit mit dem heidnischen Satyr einbrachte und unsere Ziegen etwas irritierte. Und wie sie kratzten, diese Beinlinge!

Was mir fehlte, war nur noch der Vorwand, aber auch der bot sich bald.

Unser Dorf konnte sich nämlich einer weithin bekannten Käserei namens »Pinchas und Söhne« rühmen. Der Käser Pinchas führte das Geschäft schon in sechster Generation. Angeblich beeinflusste sein Käse sogar die Geschicke des Römischen Reichs, als ein Stück davon zum Zankapfel zwischen Julius Cäsar, Marcus Licinius Crassus und Gnaeus Pompeius wurde und schließlich zum Bruch von deren Triumvirat führte. So jedenfalls wurde hinter vorgehaltener Hand gemunkelt. Denn der Käse

hatte es in sich. Niemand weiß, welche Scheußlichkeiten unsere Käser über Generationen hinweg der Ziegenmilch beimischten – das Rezept war streng geheim und wurde nur mündlich vom Vater an die Söhne weitergereicht. Das Ergebnis war auf jeden Fall überwältigend. Es stank. Was auch erklärte, warum die Käserei sich weit außerhalb des Dorfes befand. Und wenn ich meine, dass es stank, so ist nicht der normale Ziegengestank darunter zu verstehen, an den wir alle naturgemäß gewöhnt waren, sondern etwas Besonderes, Infernalisches. Ausgesehen hat der Käse dementsprechend – blass und von grün-blauem Schimmel durchzogen, wie eine verwesende Leiche. Als ein Vorfahr unseres Pinchas einmal auf die glorreiche Idee kam, eine Probe seiner Erzeugnisse dem Tempel zu Jerusalem als Dankesopfer darzubringen, wurde er von aufgebrachten Gläubigen tüchtig vermöbelt und hochkant rausgeschmissen. Spätere Versuche, die Vorräume, in denen er seine Gabe gelagert hatte, zu reinigen, führten schließlich zu den bekannten umfassenden Umbauarbeiten an der Tempelanlage unter König Herodes, dem Großen.

Deswegen konnte niemand verstehen, wieso die Römer einen Narren an diesem Käse gefressen haben. Es ist kaum zu glauben, aber kleine, sogar – ehrlich gesagt – sehr kleine Schachteln aus Olivenholz mit der Aufschrift *foetor judaicus* wurden von ihnen heiß begehrt und von Zwischenhändlern weiter bis nach Rom verkauft. Auch an die Kaiserliche Vorratskammer, was eines Tages zu dem oben erwähnten Bruch des Triumvirats geführt haben soll. Es hieß, der Caesar habe sogar während des Zweiten Gallischen Feldzugs den Käse dortigen Käsemachern gezeigt und sie angehalten, selbst Ähnliches herzustellen, da der Nachschub nach Gallien durch uns nur schwer zu gewährleisten war. Die Gallischen Käser scheiterten. Das war wohl eines der wenigen Unterfangen Caesars, die zu einem guten Ende zu führen ihm nicht vergönnt war.

Des Weiteren wird erzählt, Kaiser Vespasian habe seinem Sohn Titus, der sich über die Besteuerung öffentlicher Latrinen echauffierte, das daraus erwirtschaftete Geld vor die Nase gehalten und den berühmten Satz »Non olet!« – »es stinkt nicht!« gesagt, und Titus habe nicht widersprechen können, weil seine Nase gerade mit dem Produkt von »Pinchas und Söhne« beschäftigt war, das sich just in diesem Moment vor seinem Vater auf einem goldenen Tablett befand. Es sei aber gut möglich, dass die Erzähler es mit dem goldenen Tablett etwas übertrieben haben.

Der Käse wurde fortan nicht mehr nach Jerusalem geliefert (da wir Juden nicht mal unsere Nase in Aelia Capitolina, wie die ehemals heilige Stadt nun hieß, zeigen durften), sondern nach Caesarea, wo die gesamte Lieferung von dem Großhändler Srubavel übernommen wurde. Dieser Transport stellte »Pinchas und Söhne« jedes Mal vor ein riesiges Problem. Nur wenige Menschen waren bereit, die pestilenzartig stinkende Fracht zu übernehmen. Und wenn, dann nur selten und für eine sehr ansehnliche Entschädigung. Denn dieser Transport brachte erhebliche Gefahren mit sich. Nicht nur, dass an eine anständige Übernachtung in einem Gasthaus unterwegs nicht zu denken war, man musste auch sein Biwak weit außerhalb eines jeden Dorfes auf seiner abwindigen Seite aufschlagen und hoffen, dass der Wind nachts nicht drehte. Zu befürchten war auch, dass man der schlimmsten Krankheiten verdächtigt und verprügelt wurde, wenn gute Leute im wahrsten Sinne des Wortes Wind von dem Käse bekamen.

Hinzu kommt, dass auch nicht jeder Esel bereit war, sich mit diesem Käse beladen zu lassen. Da ich aber auf Langmut meiner Deborah zählen durfte, war es mir nur recht, als sich der aktuelle Pinchas mit dem Vorschlag an mich wandte, sein olfaktorisch prekäres Produkt nach Caesarea zu transportieren. Ich war

schnell einverstanden und Pinchas so froh, dass er kaum feilschte, als ich ihm meine Bedingungen unterbreitete. Dazu gehörte, dass ich anständig im Voraus bezahlt und mit einer ordentlichen Menge Trockenfleisch, Oliven und Brot versehen werden würde nebst zwei Weinschläuchen mit jungem Wein aus letzter Ernte und einem langen Messer.

Um sich für alle diese Ausgaben schadlos zu halten, übertraf Pinchas meine schlimmsten Befürchtungen – seine Delikatessen waren ihm diesmal ganz besonders gelungen. Selbst Deborah schien zu erstarren, als man ihre Flanken mit zwei großen Wollbündeln behängte, in deren Innerem Schachteln mit dem kostbaren *foetor judaicus* verstaut waren. In eines dieser Bündel habe ich auch meine Habe verstaut, was mich den Pinchas und seinen Käse noch eine sehr, sehr lange Zeit danach nicht vergessen ließ. Kein Waschen konnte dem Geruch meiner Kleidung etwas anhaben.

Und so zogen wir eines Abends los – ich und Deborah – Sternenhimmel über, freiheitlicher Imperativ in und das Aroma um uns. Am Dorfrand schlug ich nicht den Weg Richtung Hauptstraße ein, sondern zog es vor, die vielen Ziegenpfade zu benutzen, die Gefahr auf Menschen zu stoßen, war somit wesentlich geringer. Ihnen ausweichen wollte ich nicht nur wegen des Gestanks, sondern auch, weil die Zeiten, obwohl relativ ruhig, dennoch nicht ganz sicher waren, und Menschen waren eben auch nur Menschen – alles, was nicht fest verzurrt und angebunden war, lief Gefahr, sich in Luft aufzulösen. Zwar konnte ich mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass irgendwer sich an meiner Ware vergreifen würde, aber sicher ist sicher. Und die besagten Ziegenpfade kannte ich bestens. Bis dicht vor die nächste Stadt würde ich sie nicht verlassen müssen. So gingen wir einige Stunden, als ich vor uns und hinter einer Biegung plötzlich ein Lagerfeuer sah. Im Schein des Feuers waren zwei

Gestalten zu sehen, deren Gestik großer Unruhe zeigte, vermutlich hatte der Gestank sie als unser Vorbote bereits erreicht. Den moralischen Vorteil ausnutzend, trat ich mit Deborah am Zaumzeug aus der Dunkelheit. Die beiden schreckten hoch, und ich stellte mit Beruhigung fest, es waren keine Fremden. Der eine war ein alter, verwitterter Ziegenhirt aus dem Nachbardorf. Wie er hieß, wusste wahrscheinlich kaum jemand, er wurde immer nur Asasel gerufen und war ein sehr kleiner, verwildert aussehender Mensch, der nur ganz selten im Dorf erschien, um seiner Frau ein neues Kind zu zeugen. Und zu den Hohen Feiertagen natürlich. Sonst lebte er glücklich das ganze Jahr in den Bergen mit seinen Ziegen und war kaum von ihnen zu unterscheiden. Den zweiten kannte ich gut. Der war aus unserem Dorf und zwei Jahre älter als ich. Schlomo, ein hagerer Kerl mit überdimensionalem Adamsapfel und gewissermaßen meine Konkurrenz. Er hatte ebenfalls künstlerische Ambitionen und musste auch Hohn und Schimpf erleiden, sogar noch ärger als ich. Seine Leidenschaft galt der Bildhauerei. Sie führte ihn auf einige Abwege. So baute er zum Beispiel aus Lehm eine Monsterfigur und stellte sie nachts im Hof unserer Synagoge auf. Als sie entdeckt wurde, waren alle furchtbar erschrocken – es verbreitete sich das Gerücht, unser alter Dorfkohen sei völlig verrückt geworden und bastele sich einen Golem. Der Kohen selbst war nicht minder verängstigt und wusste natürlich keine Erklärung. Keiner wagte den Golem anzufassen und zu entsorgen. So stand die Figur im Hof, Unruhe und Bestürzung verbreitend, bis der Winter kam und mit ihm der Regen. Nach dem ersten Regen löste sich der Lehm auf und der Golem zerfloss. Der Witzbold blieb unentdeckt. Eines Winters, als wir einen der bei uns seltenen Schneefälle hatten, modellierte Schlomo aus dem Schnee zwei sich umarmende halbnackte Figuren. Halbnackt waren sie, weil er sie zum Zwecke der größeren Irreführung spärlich mit

abgetragener Kleidung versah – gerade genug, um unzüchtiges Handeln vorzutäuschen. Das wäre an sich halb so schlimm, wenn sein Werk nicht den Veteranen der Chasmonäischen Kriege, Khaleb, mit seiner Nachbarin, einer ehrbaren Witwe, darstellte. Wobei er nicht bedacht hatte, dass die Witwe zwei starke erwachsene Söhne hatte, die überhaupt nichts von Kunst hielten. Und vor allem – man hatte ihn beobachtet. Das, was darauffolgte, hätte er eigentlich ahnen können.

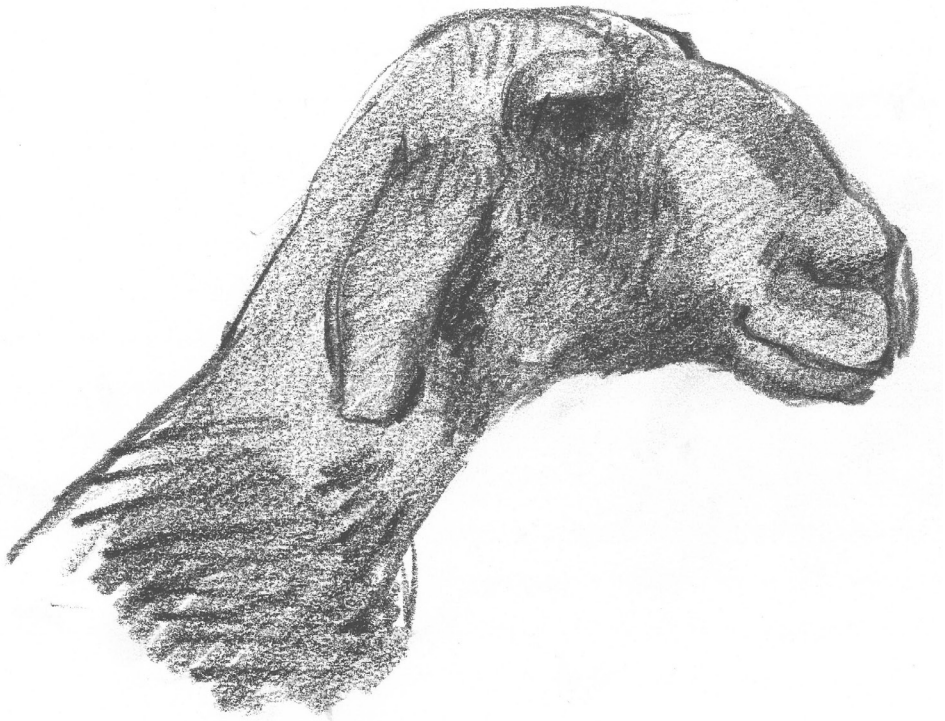
Sein Meisterstück aber hat er vollbracht, indem er in die hintere Wand unserer Mikwe, die an die Synagoge grenzte und von ihr gerade mal durch einen engen Spalt getrennt war, ein Loch gebohrt und, von allen unbemerkt, durch das Loch schauend, fast das ganze Dorf verewigt hat. Inklusive des vom Alter verblödeten Dorfkohen. Er ritzte alle Figuren detailreich und erstaunlich naturalistisch auf kleine Tontafeln, die er dann mit Hilfe eines Mitwissers in einem Ofen brannte. Von den Originalen hat er auch zahlreiche Kopien angefertigt, die dann plötzlich hie und da auf den Feldern auftauchten. Zur großen Belustigung einiger und dem Ärger anderer. Wer ihm beim Brennen seiner »terracotta« behilflich war, hat man nie rausbekommen. Eines ist sicher, es muss ein Köhler gewesen sein. Ich meinerseits habe meinen Onkel Motti schwer imVerdacht. Als die Sache aufflog, hat er sich auffallend schüchtern benommen, er machte sich fast unsichtbar.

Aufgeflogen war die Chose durch puren Zufall, Schlomo war gerade völlig in seine Arbeit vertieft, mit einem Auge am Loch, um die berühmten Reize der drallen Schwiegertochter Khalebs in Ton festzuhalten, als ausgerechnet dieser Khaleb, dem unwiderstehlichen Befehl seiner Blase gehorchend, sich, unter seinem Chiton tastend, in den Spalt zwischen Synagoge und Mikwe quetschte. Da der Spalt spitz zulief, hatte Schlomo keine Rückzugsmöglichkeit. Der alte Khaleb hatte ihn nach allen Regeln der Kriegskunst festgesetzt, wenn auch ohne es selbst zu ahnen. Der Schrei des Alten ließ die in der Mikwe Badenden erstarren. Schlomo konnte sich gerade noch retten, indem er wie ein Blitz an der Mauer hoch aufs Dach kletterte. Beweisstücke seines Verbrechens blieben aber zurück und waren nicht zu leugnen. Noch am selben Tag verschwand er aus dem Dorf, fürchtete er doch nicht ohne Grund, von dem Ehemann der Schönen, dem Sohn des alten Khaleb, windelweich geprügelt zu werden. Seitdem versteckte er sich in den Bergen.

Und nun saß er da mit gekreuzten Beinen am Feuer neben Asasel und glotzte mich an. Als erster rührte sich Asasel, indem er sich räusperte und krächzte: »Um Gottes Willen, Mann, führe dein Vieh hinter die Bäume dort, falls du hier rasten willst oder gehe ganz schnell weiter, es stinkt unerträglich. Sag mal, bist du nicht der aufstrebende Artifex von dem Arsch der Welt?« Er grinste. »Und wenn du Wein bei dir hast, dann her damit!«, rief er mir nach, als ich ging, um Deborah wegzuführen. In einer gehörigen Entfernung befreite ich das arme Tier von seiner stinkenden Last und kam mit einem der Weinschläuche von »Pinchas und Söhne« zum Feuer, über dem sich bereits ein Spieß mit einer Ziegenhälfte drehte. Der Wein war nicht schlecht, obwohl er im Abgang statt eines Hauchs von Brombeeren und Vanille, wie von Pinchas versprochen, ein leichtes, aber unverkennbares Aroma des Ziegenfells vermittelte, in dem er nachgereift war. Das störte uns nicht im Geringsten, und während der Weinschlauch sich zunehmend leerte, lösten sich auch unsere Zungen, hatte man doch zu tüchtig trinkenden Kumpanen mehr Vertrauen als zu nüchternen, sauertöpfischen dahergelaufenen Fremden.

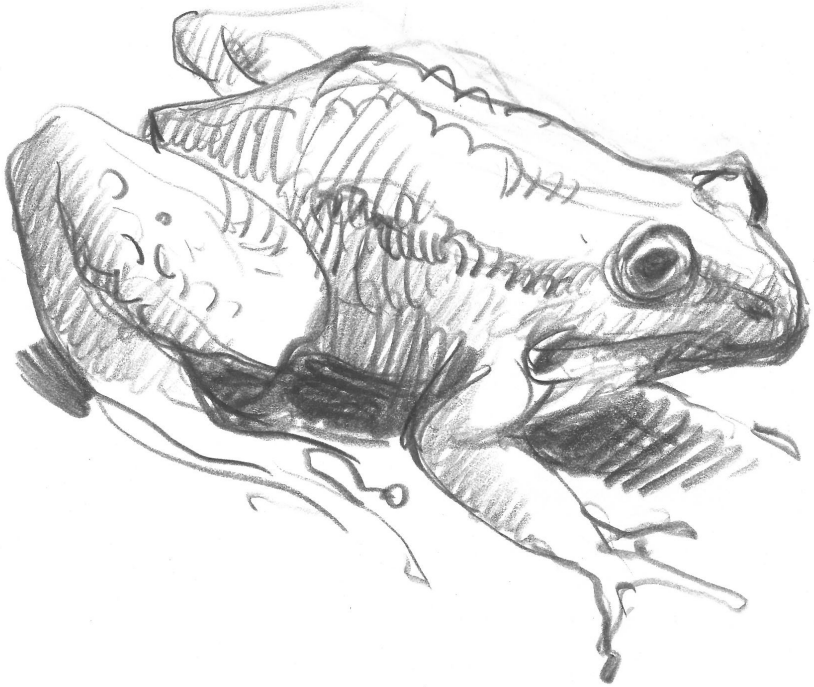
Und so, nun also etwas angeheitert, erzählte ich den beiden von meinen Plänen, in die weite Welt hinauszuziehen. »Darauf«, meinte Asasel, »müssen wir einen trinken.« Was wir auch taten.

Und dann noch einen, und noch ... Schlomo blieb während des Gelages zumeist still. Nicht dass er den Mund gehaltenen hätte, das wahrlich nicht, er trank und aß, und erzählte sogar einen alten Witz, aber man konnte ihm ansehen, dass etwas an ihm nagte. Schließlich rückte er damit raus. »Sag mal, Kollege«, fragte er mich plötzlich, »hättest du was dagegen, wenn ich mich dir anschließe? Möchte auch schon länger weg von hier, bloß hatte ich keine Lust, dabei ohne Gesellschaft zu sein. Und zu zweit ... Einen Esel habe ich auch. Und der wird sich schon an deinen Gestank gewöhnen«, sagte er schaudernd, »der arme ...« Ich überlegte kurz, dann war ich einverstanden. Letztendlich waren wir beide Opfer der Rachsucht eines gewissen Veteranen der Chasmonäischen Kriege geworden, beide teilten wir die Liebe zu den schönen Künsten und beide hatten wir von der Zukunft hier nichts Gutes zu erwarten. Wenn zwei junge, alleinstehende Männer so vieles verbindet, dann bleibt ihnen gar nichts anderes übrig, als gemeinsam loszuziehen. Und einen Freund an seiner Seite zu wissen, wirkt ja auch beruhigend.
Alexandria, wir kommen!



PAVEL FEINSTEIN

1960	geboren in Moskau
1965–1980	lebte und besuchte die Schule in Duschanbe, Tadjikische SSR
1980	Emigration, Ankunft in Westberlin
1980–1985	Studium an der HdK, Berlin,
1985	Meisterschüler bei Prof. G. Bergmann und seitdem freischaffend in Berlin



Abbildungsnachweis
Alle Zeichnungen stammen von Pavel Feinstein. © Pavel Feinstein, 2020

Erscheint im
Hirmer Verlag
Bayerstraße 57–59
80335 München

Redaktion: Rainer Arnold
Gestaltung und Satz: Hirmer Verlag GmbH, München
Lithografie: Reproline Mediateam GmbH, München
Druck und Bindung:

Printed in Germany

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://www.dnb.de abrufbar.

© 2020 Hirmer Verlag GmbH, München und Pavel Feinstein.

www.hirmerverlag.de

ISBN 978-3-7774-3464-3

PAVEL FEINSTEIN
KROKODILOPOLIS

Erscheint im Februar 2020 im
Hirmer Verlag

ca. 220 Seiten, ca. 20 Abb.
Hardcover mit Schutzumschlag
ca. 19,90 Euro
ISBN 978-3-7774-3464-3

www.hirmerverlag.de